



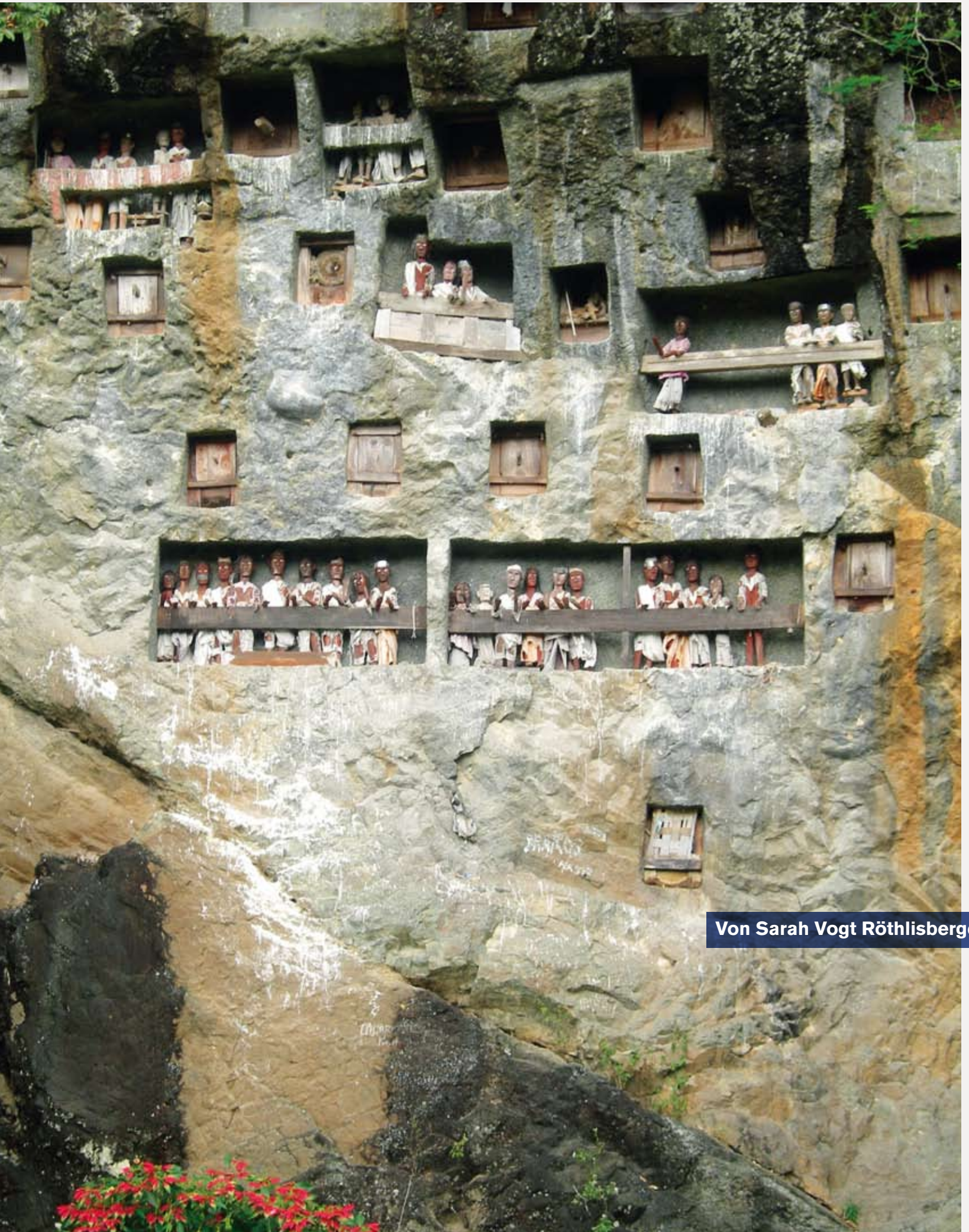
Sulawesi

Insel der Gegensätze

Im letzten Globetrotter-Magazin berichtete Sarah Vogt Röthlisberger von ihrer Reise mit Marco und den vier Kindern durch die Wüste Australiens. Nach diesem Outback-Abenteuer reiste die Familie weiter nach Sulawesi.

Mit öffentlichen Verkehrsmitteln durchquerten die Röthlisbergers die grosse indonesische Insel von Süd nach Nord.

Wie sie sich in der fremden Kultur zurechtfinden und was sie auf der herausfordernden Reise erlebten, erzählt Sarah in diesem zweiten Teil der Fortsetzungsreportage.



Von Sarah Vogt Röthlisberger



Nach den vielen australischen Nächten im Zelt gönnen wir uns erst ein paar Tage Luxus in Bali. Doch wir sind ungeduldig, können es kaum erwarten, bis wir endlich nach Makassar (Ujung Pandang), der Hauptstadt Sulawesis, ganz im Süden der Insel, fliegen. Schon im Flugzeug werden wir von einem netten jungen Herrn angesprochen, und bald stellt sich heraus, dass er zufälligerweise Travel Agent ist und in Makassar ein Reisebüro betreibt. Er kümmert sich rührend um uns, fährt uns zu einem passenden Hotel und verspricht, am Abend zurückzukommen, um uns ein Angebot zu machen. Da sind wir ja mal gespannt.

Bis dahin bleiben uns ein paar Stunden Zeit, um uns umzusehen. Wir chartern zwei Pete-Pete (Velotaxis) und lassen uns in der Stadt herumfahren. Am Hafen werden wir umringt von Kindern, auf der Strasse winken alle und rufen «Hello Mister». Am Warung (Essensstand), wo die Kinder zum ersten Mal «diese komische Nudelsuppe» essen, werden wir bestaunt. Für die Kinder ist das etwas viel auf einmal. Eva wird von allen gedrückt und geherzt, die andern sind befremdet vom Schmutz und der offensichtlichen Armut. So kapitulieren wir schliesslich, flüchten vor den vielen Menschen und den neuen Eindrücken und essen im Café eines teuren Hotels italienisches Eis.

Am Abend verbringt der nette Herr mehrere Stunden in unserem Hotelzimmer, aber wir wer-

den schliesslich doch nicht handelseinig. Er will uns unbedingt eine fixfertige Tour durch ganz Sulawesi verkaufen, doch genau das möchten wir nicht. Nach der bequemen Reiseart im Auto in Australien wollen wir jetzt auch noch «richtig» reisen, mit Rucksack und öV, von Tag zu Tag planen, alles auf uns zukommen lassen und einer anderen Kultur begegnen.

Entgegen den Warnungen des Travel Agents schaffen wir es, am nächsten Morgen selbstständig Tickets für den Bus nach Rantepao zu besorgen. Zehn Stunden dauert die Fahrt, die Kinder machen gut mit, obwohl wir nur vier Sitzplätze bekommen haben und es etwas eng ist. Mit Lesen, Spielen und Snacks vertreiben sie sich die Zeit. Sie rezitieren Kasperli, erfinden Geschichten und machen, was sie «blöd schnure»

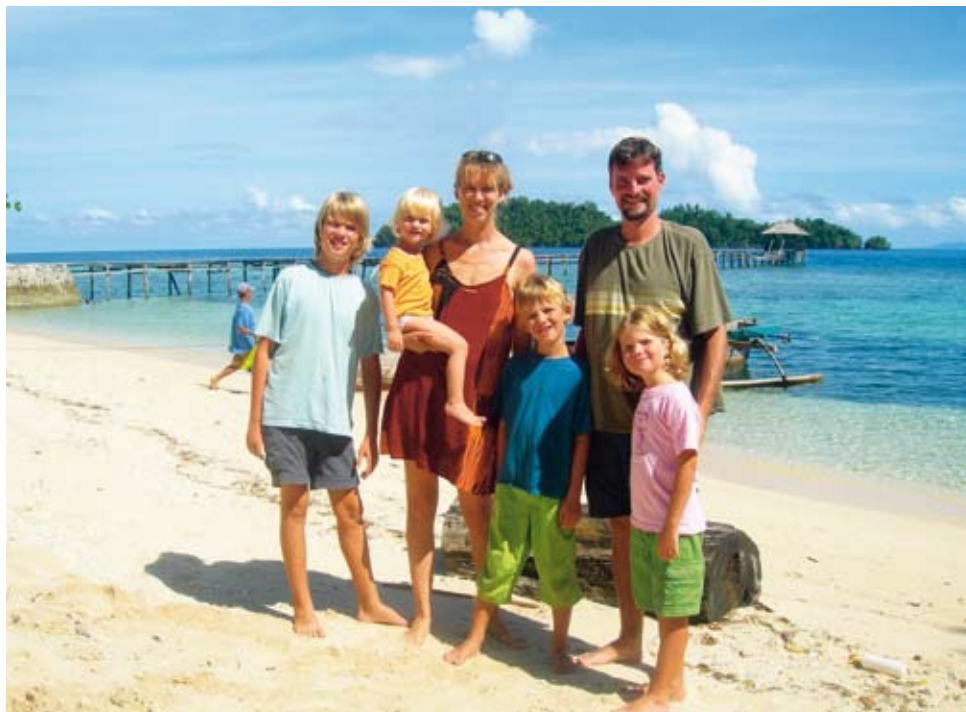


nennen; sie übertrumpfen sich gegenseitig mit wüsten Wörtern aus dem Intimbereich. Wir hören weg und konzentrieren uns auf die vorbeiziehende Landschaft. Welch krasser Gegensatz zum trockenen, roten Outback Australiens: Hier gibt es saftig grüne Reisfelder, dazwischen Palmen, braunrote Lehmhütten und weiss gefleckte Wasserbüffel.

Beerdigungsritual in Tana Toraja. In Rante-pao wollen wir einen lokalen Guide engagieren, der uns die Umgebung zeigen soll. Die Auswahl ist gross, viele Führer bemühen sich um wenige Touristen, wie zurzeit überall in Indonesien. Wir entscheiden uns für Nicolas, und er enttäuscht uns nicht. Als Erstes besuchen wir eine Beerdigungszeremonie, die gerade stattfindet. In Tana Toraja, wie die Region heisst, ist dies eine mehrtägige Feier und das wichtigste kulturelle Ereignis überhaupt. Die verstorbene Person wird einbalsamiert, in Tücher gewickelt und liegt bis zum Begräbnis im Sarg auf ihrem Bett – manchmal jahrelang! Erst wenn genug Geld beisammen ist

und alle oft weit verstreut lebenden Verwandten kommen können, wird der Beerdigungstermin festgelegt. Es werden speziell für den Anlass Hütten und Tribünen gebaut für die Hunderten von Leuten, denn auch alle Nachbarn erweisen die Ehre und bringen Geschenke mit. Wer es sich leisten kann, bringt ein Schwein, einen Büffel, Reis, Gemüse, Zucker oder Zigaretten. Diese Gaben werden dann für die Bewirtung der Gäste eingesetzt. Es wird genau Buch geführt darüber, wer was gebracht hat, damit man später gegebenenfalls gleich viel mitbringen kann.

Wir erleben einen «Empfangstag», wo jedes benachbarte Dorf und jede verwandte Familie separat begrüsst werden. Die Mitbringsel werden präsentiert und Tänze vorgeführt. Ein seltsamer Anblick: Gefesselte, in Panik quiekende Schweine, darum herum eine Schar hüpfender und singender Männer in schwarzen Röcken. Die Kinder haben sich bereits etwas daran gewöhnt, dass hier alles anders ist als zu Hause, und erschrecken nicht mehr so heftig ob solchen Szenen. Und es gibt auch sonst viel zu bestau-



Gräberfels in Tana Toraja. Eine Nische im Fels für jeden Verstorbenen. Angehörige bringen regelmässig Geschenke und Esswaren.

Die Röhrlisbergers. Von der kargen Wüste Australiens (Magazin Nr. 85) an den Traumstrand in Sulawesi.

Beerdigungszeremonie. Verwandte und Nachbarn erweisen der Toten die letzte Ehre. Der Witwer überblickt die Gäste von einem hohen Podest aus. Alle Gebäude werden extra für diesen Anlass aufgebaut.

Reiseinfos Sulawesi

Grösse: Mit rund 190 000 km² ist die Insel rund viermal so gross wie die Schweiz.

Einwohner: 15 Millionen

Städte: Makassar (früher Ujung Pandang) 1,3 Millionen, Manado 600 000, Palu 270 000

Religion: 80% Muslime, 20% Christen

Einreise: Visum wird benötigt, Aufenthalt bis 60 Tage.

Gesundheit: Empfohlene Impfungen: Hepatitis und Typhus, Malariaschutz.

Reisewetter: Tropisches Klima mit intensiven Niederschlägen; durch die Ausdehnung und Topografie der Insel aber grosse regionale Unterschiede; beste Reisezeit Mai bis September; Hauptregenzeit November bis März.

Tana Toraja: Das Volk der Torajas lebt im zentralen Hochland Sulawesi in Dörfern, deren Häuser eine schiffsähnliche Form haben. Die Torajas sind im 10. Jahrhundert aus Kambodscha eingewandert. Ihr Leben ist auch heute noch geprägt vom Glauben an alte Mythen, Geister und von einem einzigartigen Ahnenkult. Beerdigungen sind mehrtägige Rituale mit Beteiligung der ganzen Nachbarschaft und dem Schlachten von Schweinen und Wasserbüffeln.



nen: die bunten Gewänder, die Klänge des Bambusflötenorchesters (David ist ganz stolz darauf, dass er zu Hause auch Bambusflöte spielt), das scharfe Essen, die würzigen Gerüche. Ganz überwältigt sitzen wir stundenlang inmitten des Trubels und bestaunen das Geschehen. Erst fühlen wir uns zwar etwas fehl am Platz, wie Voyeuere, aber die Leute versichern uns, dass wir nicht stören. Im Gegenteil, auch hier haben alle ihre helle Freude an den vier blonden «Anak-Anak Turis» (das Wort für «Touristen-Kinder», es ertönt aufgeregt, wo immer wir erscheinen), und alle wollen mit ihnen fotografiert werden.

Die Beerdigung ist ein fröhliches Fest. Zum einen ist die Trauer dank der zeitlichen Distanz zum Todesfall bereits etwas überwunden, zum anderen wird die Seele des Verstorbenen mit diesen Ritualen ins Paradies begleitet. Das ist eine erfreuliche Angelegenheit. Zudem freuen sich alle über das Wiedersehen mit entfernten Familienmitgliedern, und nicht zuletzt gibt es für alle genug zu essen und Balok (Palmwein).

Totenschädel und Blumengärten. Nicolas zeigt uns auch alte Gräber, die sich teils in natürlichen Höhlen, teils in künstlich gehauenen Grotten befinden. Oft werden davor hölzerne Statuen, Abbilder der Verstorbenen, aufgestellt. In eine der Höhlen getrauen wir uns hinein, ein

Traditionelles Dorf in Tana Toraja. Die Form der Dächer symbolisiert die Boote der ersten Siedler.

Führer zeigt uns mit seiner Petrollampe den Weg. Auf allen Vieren kriechen wir durch die engen Gänge, vorbei an Skeletten und einzelnen Schädeln. Ich bin sehr beeindruckt von den Kindergräbern: In die Stämme lebender Bäume werden sorgfältig Löcher gehauen, darin werden Säuglinge und Kleinkinder bestattet. Sie sollen so einerseits noch mit dem Baum weiterwachsen

können und andererseits von der Milch des Baumes genährt werden. Eine tröstliche Vorstellung.

Weiter führt die Fahrt im fast auseinanderbrechenden VW-Bus. Vorbei an malerischen Dörfern, winkenden Kindern und alten Frauen an ihren Webstühlen. Und erst die Blumen! Tagetes, Begonien, Hibiskus und Orchideen wachsen am Strassenrand und auch in den liebevoll arrangierten Rabatten rund um die Häuser. In den Gärten werden Süsskartoffeln, anderes Gemüse, Kakao und qualitativ sehr hochstehender Kaffee angebaut. Sogar Starbucks führt Torajakaffee im Sortiment. Rund um die Dörfer liegen die Reisfelder. Die reich geschmückten traditionellen Häuser sind wahre Kunstwerke, sämtliche Fassaden sind mit filigranen Schnitzereien verziert. Die Dächer sind geschwungen und auf beiden Seiten zugespitzt wie die Hörner der Büffel oder die Boote der Entdecker und ersten Bewohner Torajas. Jedes Haus hat drei Zimmer: eine Küche, ein Zimmer für die Eltern und eines für die Kinder, oft leben aber auch die Grosseltern noch da. Zu jedem Haus gehört ein Reisspeicher. Dessen Kammer ist erhöht, um Ungeziefer abzuhalten. Darunter bietet eine Art Plattform Platz fürs Spiel und zum Geschichtenerzählen. Überall werden wir freundlich empfangen und herumgeführt, die fröhliche Art der Leute und ihre Zufriedenheit beeindruckt uns einmal mehr. Unsere Kinder erhalten Früchte und Süssigkeiten geschenkt, und Eva wird oft geknutscht und herumgetragen. Mittlerweile macht es ihr nichts mehr aus.

Auf eigene Faust unterwegs. Wir wollen eine Wanderung in den Hügeln um Rantepao unternehmen und fahren mit zwei Töfftaxi zum Busterminal. Dort finden wir sofort ein Bemo (Kleinbus), das in den Ort mit dem wohlklingenden Namen Batutumonga fährt. Wir steigen



ein und warten. Nach einer geschlagenen Stunde ist der Bus endlich voll, und wir fahren los. Es geht steil den Berg hinauf, die Aussicht auf Felder, Dörfer und Berge ist atemberaubend. Plötzlich halten wir irgendwo am Strassenrand, und es wird uns deutlich gemacht, hier sei die Abzweigung zu unserem Zielort. Wir steigen also aus und marschieren los, vorbei am pittoresken Batutumonga und anderen Dörfern, durch Reisfelder und dichte Wälder. Die Kinder schnitzen sich Wanderstecken und sind fasziniert von Fauna und Flora. Alles ist so anders als zu Hause: mannshohe Farne und Bambuspflanzen, Wasserbüffel, Kolibris, Schmetterlinge so gross wie Papas Hand. In einem Dorf dürfen wir zuschauen, wie eine Gruppe Männer Buschmesser herstellt. Die einen schmieden auf dem offenen Feuer Klingen, andere schnitzen Griffe und Scheiden. Simon möchte unbedingt eine Machete kaufen, aber wir finden, das 50 Zentimeter lange Messer sei kein geeignetes Souvenir.

Manchmal wissen wir nicht so genau, wo der Weg durchführt. Auf Erdwällen geht es durch Reisfelder, kleine Pfade führen durch den Urwald und über wackelige Bachübergänge. Alles natürlich ohne Wegweiser und ohne Karte. Aber wir fragen uns durch und erreichen nach einigen Stunden tatsächlich wieder eine Strasse. In diesem Moment bricht ein tropischer Regenschauer los, gerade noch rechtzeitig rennen wir zu einem Unterstand. Dort haben auch einige Jugendliche Zuflucht gesucht. Mit Händen und Füssen, viel Lachen und unserem holprigen Indonesisch finden wir heraus, dass dies tatsächlich die Strasse nach Rantepao ist und hier «später, später» ein Bus kommen wird. Es dauert eine gute Stunde, bis endlich ein Fahrzeug vorbeifährt. Kein Bemo, sondern ein privater Jeep, dessen Besitzer uns nach zähen Verhandlungen im Kofferraum mitfahren lässt. So ist es schon dunkel, als wir wieder in unserem «Hüsli» sind. Wir sind stolz, uns alleine – ohne Travel Agent – durchgeschlagen zu haben.

Abenteuerliche Busfahrt. Am nächsten Morgen starten wir zu einem dreitägigen Trekking. Wir werden begleitet von Augustus, unserem neuen Führer. Er ist gut ausgerüstet mit extra neu gekauften Flip-Flops. Auch Pulu ist dabei. Er trägt unsere Verpflegung und das Wasser, auch er in Flip-Flops.

Wir sind um 6.30 Uhr aufgestanden, damit wir wie abgemacht um 8.30 Uhr bereit sind, aber der Bus nach Baruppu fährt dann doch erst um 10.30 Uhr. Wenn wir hier etwas lernen können, dann ist es Geduld. Die Wartezeit vertreiben sich die Einheimischen mit Essen, Rauchen, Fingernägelschneiden, Schlafen und Schwatzen. Der Bus, der schliesslich vor uns hält, sieht aus, als wäre er einmal ausgebrannt. Wir sind 17 Personen auf den zehn Sitzen, dazu liegen Kisten und Bündel auf dem Boden verteilt. Auf dem Dach werden mit Schnüren weitere Taschen und unsere Rucksäcke festgezurrert. Die Strasse ist schlecht befestigt und holperig und führt oft ungemütlich nahe an tiefen Abgründen entlang.



Zu Fuss unterwegs. Ein Trekking in Tana Toraja führt durch unwegsames Gelände.

Bereits nach kurzer Fahrt fällt in einer Kurve ein Fenster raus. Marco meint, solange nicht ein Rad abfalle, gehe es ja noch, doch ein paar Stunden später geschieht genau das. Ein gewaltiger Knall, ein Ruck, und der Bus neigt sich tief in den Strassengraben. Alle steigen aus, sitzen ums Auto herum, fachsimpeln – an vorderster Front natürlich unsere Jungs – und beraten den Fahrer, der tatsächlich von irgendwoher ein Ersatzteil hervorklaubt und das gebrochene Stück flicken kann. Wir fahren hundert Meter, bis es wieder kracht und das Rad erneut im Strassengraben liegt. Nun erkundigen wir uns, wie weit es denn eigentlich noch sei. Zehn Kilometer, heisst es, und wir beschliessen, den Rest zu Fuss zurückzulegen, schliesslich sind wir ja zum Wandern da. Ich bin froh, nicht mehr in das wackelige Ge-

fährt steigen zu müssen, zwischendurch war mir ziemlich bange. Nach drei Stunden erreichen wir Baruppu. Wir trauen unseren Augen kaum: Dort steht bereits der Bus. Er konnte tatsächlich noch einmal fahrtüchtig gemacht werden.

Bescheidene Unterkünfte. Bis zu dem Dorf, wo wir bei einer Familie übernachten, geht es noch einmal zwei Stunden steil bergauf. Als wir dort ankommen, werden wir sofort von der gesamten Dorfbewölkerung umringt. Der Tragsitz für Eva trägt zur allgemeinen Erheiterung bei, wie eigentlich die gesamte Ausrüstung, vor allem auch die Wanderschuhe. Die Kinder werden besonders hartnäckig bestaunt, ein älteres Mädchen spricht ein paar Worte Englisch und versucht, mit Simon anzubandeln. Der ist aber zu erschöpft oder zu scheu und nicht so gesprächig. Da die Leute ja nicht zum Voraus über unser Er-



scheinen benachrichtigt werden konnten, haben wir unser Essen mitgebracht, und die Frauen bereiten es nun für uns zu. Wir speisen im Schein einer Petrollampe an der offenen Feuerstelle in der Küche. Seit dem Frühstück haben wir nur noch Kekse und Früchte gegessen, und so schmeckt uns das Hühnchen wunderbar, trotz der undefinierbaren Stücke, die beim Pouletgeschneitzelten aus dem Supermarkt jeweils nicht dabei sind. David – auch zu Hause ein schwieriger Esser – verweigert allerdings nach wie vor alles ausser Reis und Bananen. Als er den vierten Teller Reis schöpft, nennt ihn Augustus «Mister Nasi Putih» (Mister Weisser Reis), und dieser Übername wird hängen bleiben. Die Schlafkammer – die Familie hat sie für uns geräumt und übernachtet heute in der Küche – ist womöglich noch kleiner als unser australisches Zelt. Die Kissen riechen stark nach Petrol, wahrscheinlich werden damit die Wanzen bekämpft. Plötzlich geht das Licht an, aus irgendwelchen Gründen gibt es mitten in der Nacht für ein paar Stunden doch noch Strom. Wir finden nirgends einen Schalter, so schrauben wir kurzerhand die Glühbirne raus.

Die beiden nächsten Tage wandern wir durch Regenwald, Dörfer und Felder. Wir werden überall herzlich empfangen und zeitweise von Gruppen von Kindern begleitet. Unsere Kids ertragen die Hitze und Feuchtigkeit tapfer

Gemeinsames Entdecken. Naturbeobachtungen bieten einen tollen Ersatz für die Schulbank und bringen die Kinder einander näher.

und wandern ohne zu murren. Auch sie sind beeindruckt vom Wald, von seinen Geräuschen und Gerüchen. Ab und zu wird der Blick freigegeben auf endlose bewaldete, von feinem Nebel umhüllte Hügel. Pulu bastelt den Kindern Pfeifen aus Reisstroh, singt mit ihnen und zieht sie ab und zu an der Hand, wenn es gar zu steil bergauf geht. Auch die zweite Nacht verbringen wir bei einer Familie, diesmal auf Matratzen, die bei Nachbarn besorgt werden und in der Stube für uns ausgelegt werden.

Durch Zentralsulawesi. Es regnet in Strömen, als uns der gecharterte Minibus zwei Tage später in Rantepao abholt. Acht Stunden kurvige Fahrt bis zum Poso-See stehen heute an, und wir sind ganz froh, dass es nicht all zu heiss ist. Irgendwie scheint aber der Auspuff direkt ins Fahrzeuginnere zu führen, jedenfalls stinkt es grausam nach Abgas, und schon nach Kurzem ist uns allen speiübel. Wir haben uns für die Variante Minibus entschieden, weil Zentralsulawesi rund um die Stadt Poso wegen vergangener politischer Unruhen und Terroranschläge immer noch als unsicher gilt und von Fahrten in öffentlichen Bussen abgeraten wird. Für die Nacht quartieren

wir uns in einem vornehmen Hotel direkt am See ein und bekommen zwei hübsche Bungalows zu einem guten Preis, da wir auch hier wieder die einzigen Gäste sind. Die Kids toben sich trotz immer noch anhaltendem Regen beim Baden im kristallklaren Wasser aus.

Auch den nächsten Tag verbringen wir im Bus und fahren teilweise durch total verwüstete Gegenden. Unwetter reissen immer wieder Teile der Strasse mit, oft können diese Schäden nur notdürftig repariert werden, und man kommt deshalb nur sehr langsam voran. In den Dörfern sieht man auch die Auswirkungen des Bürgerkriegs. Sämtliche Moscheen und Kirchen befinden sich im Wiederaufbau, offenbar waren sie Hauptziele der gegenseitigen Angriffe zwischen Christen und Muslimen. Wir werden mehrere Male von Polizeikontrollen angehalten und befragt, meist lassen sich die strengen Herren von unseren Kindern aber ein freundliches Lächeln entlocken. Am Abend spät erreichen wir Amparna, Hafenstadt und Tor zu den Togeans-Inlands.

Im Paradies. Am nächsten Morgen bringt uns ein kleiner Kutter in drei Stunden zum «Island Retreat», einem hübschen kleinen Resort auf Batu Daka, der ersten Insel der Togeans. Sylvie, eine Amerikanerin, die seit 20 Jahren in Indonesien lebt, hat dieses Paradies aufgebaut und führt es mit viel Liebe zu Land, Leuten und Gästen. Sie

stellt ausschliesslich einheimisches Personal an. Seien dies Frauen aus den umliegenden Dörfern oder Fischer und Bootsfahrer der Bajo, einer Volksgruppe von sogenannten Seezigeunern, die in der indonesischen Gesellschaft schlecht gestellt sind und nebst dem Fischfang meist kaum Erwerbsmöglichkeiten haben. Dass Sylvie wunderbar kochen kann und aus den erhältlichen Zutaten allerlei westliche Menüs kreiert, begeistert vor allem auch «Mister Nasi Putih». Endlich mal wieder Spaghetti, Pizza und Kartoffelsalat! Wir sind für drei Tage gekommen und bleiben eine Woche, alles ist einfach traumhaft hier. Wir haben ein tolles Bungalow mit genügend Betten – so viel Platz zum Schlafen hatten wir schon lange nicht mehr – und einer herrlichen Terrasse direkt am Strand.

Unsere Hauptbeschäftigung ist Schnorcheln, besonders Anna-Lea entwickelt sich zur Expertin, stundenlang schwimmt sie her-um und schlägt abends in Büchern nach, welche Fische und Korallen sie gesehen hat. Simon und Marco tauchen mit Uwe, dem deutschen Divemaster, und erleben so die vielfältige Unterwasserwelt noch näher. Die Kinder bauen ganze Burganlagen im weissen Sand, mit Katakulten und Barrikaden aus Schwammholz. Ein beliebtes Spielzeug ist auch das kleine Bambusfloss, mit dem sie stundenlang umherpaddeln. In der Hängematte auf der Veranda erledigt man sogar Schularbeiten mit Leichtigkeit. Die kommen in letzter Zeit etwas zu kurz, sie lassen sich nicht so regelmässig in den Tagesablauf einbauen, wie dies in Australien möglich war. Jetzt aber, wo wir mehrere Tage am selben Ort bleiben, müssen die Jungs zu ihrem Leidwesen wieder täglich Aufgaben machen. Zudem verbringen sie oft Zeit mit den Angestellten, helfen in der Küche, beim Wasser-schleppen fürs Mandi (Wanne für unsere Schöpfkellendusche) oder bei Bootsreparaturen.

Ruhige Schiffspassage. Dann heisst es Abschied nehmen vom Paradies. In Wakai wollen wir das Schiff nach Gorontalo besteigen. Es hat zwei Stunden Verspätung, und wir erleben einen weiteren Spiessrutenlauf, als wir zum Zeitvertreib über den Markt schlendern. Foto hier, lächeln dort, die immer gleichen Fragen beantworten, sich streicheln und kneifen lassen – die Kinder lassen sich kaum anmerken, wie sehr ih-

nen die übermässige Aufmerksamkeit der Leute auf die Nerven geht, und lächeln tapfer weiter.

Auf dem Schiff ergattern wir eine Kabine, da das Schiffspersonal seine Kajüten an zahlungskräftige Passagiere vermietet. Das ist wesentlich bequemer als hinten auf den offenen Pritschen. Dort dröhnt der Schiffsmotor unheimlich laut, es riecht penetrant nach getrocknetem Fisch, Hühnerkacke, Öl und Klo, und Temperatur und Luftfeuchtigkeit sind unerträglich hoch. Auf un-



Kulturaustausch. Für die Kinder sind die Begegnungen mit den Einheimischen trotz Herzlichkeit nicht immer einfach. Mit ihren blonden Haaren und der hellen Haut werden sie als Attraktion betrachtet und stehen überall sofort im Mittelpunkt.

seren vier Pritschen ist es zwar eng, aber wir haben einen Ventilator und relative Ruhe (abgesehen davon, dass alle Vorübergehenden schnell den Kopf durch die offene Kabinentüre strecken und uns begutachten). Die See ist ruhig, und wir alle verschlafen die Überquerung des Meerbe-

ckens und des Äquators. Nach 13 Stunden erreichen wir Gorontalo bei strömendem Regen. Wir haben keine Lust, hierzubleiben. So fahren wir gleich zum Busterminal und nehmen den nächsten Bus nach Manado.

Elf Stunden später kommen wir erschöpft in der Stadt am Nordzipfel Sulawesi an. Das Schlimmste kommt aber erst noch. In Manado sind alle Hotels voll. Zwei Stunden lang schleppen wir unsere Rucksäcke von Reception zu Reception. Schliesslich ergattern wir eine «Grande Suite» mit zwei Doppelbetten, Klimaanlage und heisser Dusche – genau das, was wir jetzt brauchen, koste es, was es wolle.

Höhen und Tiefen. Wir schlendern durch die Stadt. Nach den einsamen Togeang-Inseln erscheint sie uns noch lauter und dreckiger. Heute bestimmen die Kinder das Programm: In der Mega Mall vergnügen sie sich im «Timezone» mit allerlei Spielen. Nach drei Monaten ohne Fernseher, Computer und Gameboy sind sie ganz wild auf Elektronik. Eva ist fasziniert von den Tänzerinnen, die zu rassistischer Musik einer am Bildschirm vorgegebenen Choreografie folgen. Noch Monate später wird sie beim Stichwort «Tanzen» diese Bewegungen nachahmen.

Am folgenden Tag fahren wir nach Tomohon, einem Dorf in den Bergen und Ausgangspunkt für Hikes auf die umliegenden Vulkane. Der Besitzer unseres Losmen (Gasthaus) weckt uns vor Sonnenaufgang und begleitet uns auf den Gunung Lokon. Der Aufstieg ist steil, wie ein schwarzes Band schlängelt sich der Weg den Berg hinauf, gesäumt von undurchdringbarem Dickicht. Der Pfad ist nichts anderes als ein Lavakegel des letzten Vulkanausbruchs vor 15 Jahren und dementsprechend glatt. Nach wenigen Stunden sitzen wir am Kraterrand und betrachten die Schwefeldämpfe, die da hervorquellen. Die Kinder bauen Steinmannli wie zu Hause in den Bergen und werfen Steine in den Krater. Es gefällt ihnen, dass sie dank des geringen Gewichts des Lavagesteins grosse Brocken stemmen können. Zurück im Bungalow, sinken wir erschöpft nieder. Die Müdigkeit nach der Wanderung, aber auch Durchfall, Fieber und Kopfschmerzen plagen uns. Doch wir wollen uns nicht beklagen, es ist das erste Mal auf der ganzen Reise, dass wir etwas aus unserer Apotheke benötigen! So schalten wir eine Pause ein und bewegen uns kaum



betrübt und entschuldigt sich immer wieder, als ob er dafür verantwortlich wäre.

Dafür machen wir zur Genüge Bekanntheit mit den Gonones. Das sind überaus aggressive Mücken, die trotz langer Kleidung und starkem Insektenmittel immer noch irgendwo ein Plätzchen zum Stechen finden. Samuel macht sich Sorgen wegen David. Der hat etwas erhöhte Temperatur, sieht aber mit seinem Bernhardinerblick und dem schleppenden Schritt schwer krank aus. Zudem ist er – sind wir alle – vom fünfstündigen Marsch durch den feuchtheissen Dschungel ziemlich groggy. Schliesslich werden per Handy zwei Motorräder bestellt, die uns zum Strand bringen. Wir schlafen, baden, bauen schwarze Lavasandburgen und erfreuen uns beim Schnorcheln einmal mehr an der bunten Unterwasserwelt. Der Höhepunkt des Tages kommt aber erst noch. Wir suchen am Abend Tarsiere, faustgrosse Äffchen mit schwarzen Glubschaugen und riesigen Ohren. Sie schlafen tagsüber auf Bäumen und kommen erst bei Einbruch der Dunkelheit herunter. Die Winzlinge leben nur gerade hier im Norden Sulawesis und

zur Tür hinaus, sogar das Essen wird uns aufs Zimmer serviert.

Nach zwei Ruhetagen geht es uns allen besser. Wir raffen uns auf und chartern einen Fahrer/Führer, der uns die Umgebung zeigen soll. Er heisst Richard und hat weisse Haut. Er erzählt uns von seinen sechs Geschwistern zu Hause. Vier sind braun und zwei sind weiss. Man habe herausgefunden, dass es vor sieben Generationen einen weissen Vorfahren gegeben habe, dessen Gene sich jetzt scheinbar plötzlich wieder durchgesetzt haben. Er zeigt uns den Markt, und wir spazieren zwischen Schweinsköpfen und -därmen, gebratenen Hunden, Baby-puder, Gemüse, getrockneten Fischen, Kaffee und Plastikbecken herum. Richard erklärt uns bedauernd, Schlangen und Affen gäbe es nur am Samstag zu kaufen. Ich staune, wie abgeklärt die Kinder diese zum Teil doch eher abstossenden Anblicke hinnehmen, und versuche, mir ebenfalls nichts anmerken zu lassen. In einer Schreinerie, wo traditionelle Minahasa-Chalets (Minahasa heisst die Volksgruppe im Norden Sulawesi) vorgefertigt werden, widerstehen wir der Versuchung, so ein hübsches Häuschen zu erwerben. Der Transport nach Europa wäre jedoch kein Problem, versichert man uns.

Im Tangkoko-Nationalpark. Von Tomohon reisen wir nach Batuputih am nördlichen Zipfel der Insel. Am nächsten Morgen um 4.30 Uhr führt uns unser Guide Samuel in den nahen Nationalpark, wo wir schon bald auf Rambo, den Boss einer Gruppe schwarzer Makaken-Affen, und seine Familie treffen. Wir begleiten sie eine Weile durch den Urwald, sie stöbern nach Futter,



Badevergnügen. Immer zu einem Spass aufgelegt und ein «Hello Mister» auf den Lippen.

Der Hafen von Manado. Rechts im Hintergrund die Insel Bunaken, ein beliebtes Tauchparadies.

spielen und nähern sich uns neugierig. Sie berühren die Kinder und sitzen zutraulich um sie herum. Samuel traut seinen Augen nicht, er sagt, das sei sehr ungewöhnlich, normalerweise behielten sie immer einen Sicherheitsabstand zu den Menschen. Weisse Kinder sind hier also sogar für Affen etwas Besonderes... Plötzlich verschwindet die Horde wieder in den Bäumen, und wir machen uns auf die Suche nach den Hornbills, den grossen schwarzen Vögeln mit gelbem Schnabel und rotem Höcker drauf. Sie bellen wie kleine Hunde, und wenn sie losfliegen, tönt es, als starte ein Helikopter. Dieses Geräusch hören wir mehrmals, und wir erhaschen auch einen Blick auf die mächtigen Silhouetten zwischen den Baumkronen hindurch, aber ein sitzendes Tier sehen wir nicht. Samuel ist ganz

auf einigen wenigen Inseln der Philippinen. Während ein paar Minuten können wir die putzigen Tierchen beobachten, bevor sie im nächtlichen Dschungel verschwinden.

Entspannter Abschied. Baden, schnorcheln und tauchen – wir spannen nochmals so richtig aus und lassen die Reise auf der Insel Bunaken, wenige Kilometer von Manado entfernt, zu einem guten Abschluss kommen. Wir begegnen beim Schnorcheln grossen Meeresschildkröten, Delfinen, Seeschlangen und einer Muräne. Am Strand sammeln wir Muscheln zur Erinnerung. Ganz bewusst geniessen wir nochmals den

frischen Fisch, den glutroten Sonnenuntergang über dem Meer, den leuchtenden Sternenhimmel und nehmen langsam Abschied.

Sulawesi ist ein in Vergessenheit geratenes Paradies. Es bleibt zu hoffen, dass die politische Lage stabil bleibt und sich der sanfte Tourismus, der hier schon einmal geblüht hat, erholen kann. Dank der Abgeschlossenheit und schwer zugänglichen Sehenswürdigkeiten wird die Insel wohl vorerst ein Geheimtipp für Individualreisende bleiben.

Wir jedenfalls sind froh, dass wir es gewagt haben und gemeinsam mit den Kindern diese Reise erleben durften. Sie haben unterwegs viel gelernt und profitiert. Wer weiss, ob wir nicht irgendwann wieder einen Brief «Abmelden zum Selbstunterricht» einreichen werden, schliesslich dauert es immer noch 13 Jahre, bis alle Kinder die Schule beendet haben...

sarahvogt@bluewin.ch